

Ralf Simon

## Herder: Tierstimmen, Stimmung

<https://doi.org/10.18452/23970>

### 1 Vorbemerkung

Woher kommen und von welcher Wesensart sind die Stimmungen,<sup>1</sup> Töne und Atmosphären<sup>2</sup>, in denen wir uns befinden, indem sie in uns sind und uns zugleich umgeben? Wie ist die Responsivität<sup>3</sup> zu denken, die zwischen einer Lage, in die wir eingebettet sind, und einem Sensorium, das in uns ein Verhältnis der Antwortlichkeit schafft, tätig ist? Töne und Gestimmtsein beschreiben durchaus Materialitäten, insofern sie eine physiologische Basis haben. Sie befinden sich im Raum der Sprachlichkeit, ohne aber schon Sprechakt zu sein, man könnte sie in entfernter Erinnerung an Adorno mit dem Begriff einer nichtsignifikativen Sprachebene<sup>4</sup> in Verbindung bringen. Es handelt sich um Sprachanalogenes, stärker bei der Modellierung der Signifikantenseite liegend, als in der Dienstfunktion des Signifikats stehend. Gestimmtheit ist ein mehrfach komplexes Phänomen:<sup>5</sup> Eine Stimmung ist die einer Umgebung (z. B. Abendstimmung), die zugleich in

---

<sup>1</sup> Vgl. zur Begriffsgeschichte Wellbery: Stimmung.

<sup>2</sup> Vgl. Böhme: Atmosphäre.

<sup>3</sup> Vgl. Waldenfels: Antwortregister und Merleau-Ponty: Das Sichtbare und das Unsichtbare.

<sup>4</sup> Adornos Konzept einer zweiten nichtsignifikativen Sprache, das in etlichen Bemerkungen in der *Ästhetischen Theorie* (vgl. dort das Sachregister) angedeutet wird, liegt nach der ersten Sprache, also nicht ihr voraus. Aber interessanterweise korrespondiert es dennoch mit dem Sachgehalt, der im Stimmungsbegriff intendiert ist, insofern es um eine Sprachlichkeit mit starker Ausdrucksqualität, aber ohne semantische Artikulierbarkeit geht.

<sup>5</sup> Führt man das Wort Phänomen auf den Terminus *phaenomenon* zurück, wie er sich in Baumgartens *Aesthetica* (bes. §§ 18–20) findet, dann handelt es sich um eine ästhetische Erscheinungsweise von reicher Gegebenheit im Status vor der analytischen Zergliederung. *Phaenomenon* ist dabei mit *consensus* (Übereinstimmung) und *pulchritudo ordinis* (Schönheit der Ordnung) verbunden. Beschreibt man Stimmung als ästhetisch-ästhetisches Phänomen, dann ist Baumgartens Begriff geeignet, die vorderhand sich einstellende Anmutung einer Ganzheit, die von eigenen Gründen her erscheint und in sich harmonisch gestimmt ist, zu denken.

uns und wohl auch ohne uns ist, ein Medium, in dem mehrere Subjekte sich befinden können, die gemeinsam dieses Gestimmtsein in sich tragen.

Stimmung und Atmosphäre haben die interessante Eigenschaft, eine Reihe von sonst diskursmodellierenden Unterscheidungen zu unterlaufen. Offenkundig löst sich die Differenz von innen und außen auf, es etabliert sich eher ein mediales Zwischen, welches eigentümliche Materialitäten besitzt. Auch die Unterscheidung von sich einschließender Subjektivität und offener Kommunikabilität ist dispensiert, es entsteht eine Sphäre der Gemeinsamkeit, die als solche wiederum auch eine Begrenzung kennt. Stimmungen liegen durchaus nicht im Bereich freier Verfügbarkeit, sie sind auch etwas, das von der Objektseite her auf uns zukommt, jedoch nicht als Objektivität. So wird die Subjekt-Objekt-Unterscheidung diffus und mit ihr die von freier Selbstbestimmung versus heteronomem Bestimmtwerden. Stimmungen sind zweifelsohne sprachimprägniert, aber wohl nicht im Sinne einer sprachlichen Prädikationsform. Sie bilden ein sprachanaloges Sinngeschehen im Vorfeld des Sprechaktes, sind also vielleicht – es wird sich zeigen – eine Art von Voraussetzung oder Grundierung des Sprechens (Grund nicht im Sinne von *causa*, sondern als Fundament).

Schon diese kurzen Andeutungen zeigen, dass Stimmung und Atmosphäre eine eigentümliche Wesensart haben, die zu den Diskursordnungen der Rationalität quer steht. Es ist deshalb kein Zufall, dass es in der Philosophie die Phänomenologie und in der Geistesgeschichte eher die Außenseiter waren, die die Analyse der Stimmung vorgebracht haben. Stimmung selbst ist begriffsgeschichtlich erst spät zum markierten Terminus geworden, nach Wellberys Recherche wohl erst in Kants *Kritik der Urteilskraft*, ihm vorangehend aber auch schon bei Herder. Die Begrifflichkeit des Tönens, als sprachliches Feld, welches der *phoné* gewidmet ist, ist hingegen sehr viel älter.<sup>6</sup> Viele Überlegungen, die der *phoné* gewidmet sind, lassen sich für die Theoretisierung der Stimmungen und der Atmosphäre adoptieren, so auch diejenigen Herders, die im Folgenden zur Debatte stehen sollen.

---

<sup>6</sup> Vgl. hierzu die nach wie vor klassische Studie von Leo Spitzer: *Classical and Christian Ideas of World Harmony*.

## 2 Herder: Sprachursprung als Konstellation von Ursprüngen

Herder macht im Jahr 1770 eine Entdeckung, die er Johann Heinrich Merck in einem längeren Brief mitteilt.<sup>7</sup> Der mosaische Schöpfungsbericht (Gen 1), so lässt er den Freund wissen, habe die Struktur einer in sich gegliederten Hieroglyphe. In seiner Hauptschrift von der *Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts* (1774/76) führt Herder diesen Gedanken aus, indem er einen halbsbrecherischen Theoriesynkretismus der unterschiedlichsten Schlüsseltraditionen durchführt. Kabbalistische Spekulationen zu den zehn bzw. sieben Gliedern des Adam Kadmon, Bezugnahmen auf die memoria-Traditionen, ausgehend von Cicero, Quintilian und *Ad Herennium*, eine großangelegte Dekonstruktion der theologischen Exegesetradition von Genesis 1, Einarbeitung der alttestamentarischen Orientstudien, vorgebracht in einer Mischung von Predigtton und dithyrambischer Sturm-und-Drang-Prosa, führen zur Formulierung einer umfassenden kosmologischen Systemformel. Herders Werk der 1770er Jahre lässt sich wohl ohne die grundlegende Einsicht in die Form der Schöpfungshieroglyphe nicht verstehen. Im Falle der Sprachursprungsschrift besteht die wesentliche Einsicht darin, dass nicht ein Sprachursprung vorliegt, sondern eine gegliederte Abfolge von sieben Teilursprüngen, deren Gesamtstruktur das hieroglyphische Schema der Sprache ergibt. Nach Ulrich Gaiers Notierung<sup>8</sup> sieht die Schöpfungshieroglyphe der Sprache so aus:

<sup>7</sup> Am 15. Oktober 1770 schreibt Herder aus Straßburg an seinen Freund Johann Heinrich Merck (Herder: Briefe, I, 261): „Ich habe in diesen Tagen eine sonderbare Entdeckung gemacht, daß die Hieroglyphe, die ich seit langem schon im I. B[uch] Mos[e] 1. u. Kap[itel] 2. bis V[ers] 3 gefunden, davon habe ich Ihnen glaub’ ich schon gesagt [...] ich sage, daß diese Hieroglyphe, die dem Gesange zu Grunde liegt, [...] so gewiß überall der ganzen ägyptischen Götterlehre, geheimen Gottesdienste, Weisheitslehre des Thor’s oder Theut’s u.s.w. zum Grunde liege, als ich Herder heiße“.

<sup>8</sup> Gaier: Herders Sprachphilosophie, S. 75–132; das komprimierte Schema findet sich in Gaiers Kommentar in der Studienausgabe FHA I, S. 1279. Vgl. auch Simon: Sprachphilosophie, S. 147.

1. Naturschrei des tierischen Mechanismus
2. Völkersprache der Gattungen
3. Othem Gottes in Ursprachen
4. Wort der Seele
5. Naturlaute anverwandelt
6. Menschliche Laute, dem Wort der Seele hörend
7. Menschliche Sprache in ihrer sozialen Wechselwirkung

Dieses Diagramm hat in der Forschung verschiedene Interpretationen erfahren und auch Kritik hervorgerufen, die sich insbesondere an der kanonischen Form der Siebenerzahl entzündete. Es gibt allerdings einige Strategien, die Fixierung auf die Sieben etwas aufzubrechen. Zunächst fällt auf, dass zwei triadische Einheiten vorliegen, die aus einem antithetischen Paar und einer synthesenförmigen Anfangsposition bestehen. Beide Triaden werden ihrerseits Teil einer dritten, die in der siebten Position zusammengefasst wird. Es liegt also eine einmal durchgeführte selbstreflexive Bewegung der Dialektik vor; entsprechend kann man die Schöpfungshieroglyphe als eine schematische Visualisierung der Dialektik verstehen, die nur deshalb auf die Sieben hinausläuft, weil zwei zu einer erneuten Triade integrierte Triaden sieben Positionen nötig machen. Herders Verfahren besteht hier darin, jede dieser sieben Positionen mit entsprechenden diskursgeschichtlichen Verweisen auf vorliegende Sprachursprungstheorien zu instrumentieren, sodass der Durchgang durch die einzelnen Positionen auch eine Integration der Theoriegeschichte der Sprachphilosophie ist, nicht unähnlich der *Phänomenologie des Geistes*, in der jede Position sowohl eine logische als auch eine historische ist.<sup>9</sup>

Eine zweite Interpretation bemerkt eine Abfolge von offen-sympathetischem Empfangen und schließend-monadischer Selbstreferenz im Wechsel der Positionen. Hier fällt auf, dass die erste Triade aus dem Wechsel Öffnung/Schließung/Öffnung besteht, während die zweite umgekehrt dem Wechsel Schließung/Öffnung/Schließung folgt.<sup>10</sup> Offenkundig ist die Sprache der Natur gleichsam durchtönend, sie durchquert Grenzen, die in der semantischen Wortsprache gezogen sind.

---

<sup>9</sup> Vgl. Heinrichs: Die Logik der „Phänomenologie des Geistes“.

<sup>10</sup> Vgl. Simon: Gedächtnis Herder, S. 153–189.

Eine dritte Interpretation deutet die Schöpfungshieroglyphe als die genaue Beschreibung der in jedem Sprechakt vorhandenen konstitutiven Momente, so dass hier tatsächlich eine Gleichzeitigkeit zu konstatieren ist. Eine Schematisierung dieses Gedankens könnte lauten: „Sprechen ist: sympathetisch auf eine allgemeine (1), dann spezifische (2) Ansprache (3) zu reagieren, indem man etwas (4) durch die Anwendung von artikulierten Tönen (5) ausspricht (6) und diesen Sprechakt an jemanden richtet (7).“<sup>11</sup>

Für das Thema der Töne und des Gestimmtseins wird im Folgenden die Naturtriade der Sprache zentral sein müssen, sie behandelt die Sprachlichkeit, die vor dem *verbum* liegt. Dialektisch aufgehoben kehrt sie im fünften Ursprung wieder, dort, wo dem inneren Wort der Seele eine Lautgestalt gegeben wird.

### 3 Tiere, Töne: Zur Deutung der Natursprache

„Schon als Thier, hat der Mensch Sprache“ (SWS V, 5) – Der erste Satz der Sprachursprungsschrift ist eine Zumutung. Ihn verstehen zu können, setzt den Überblick über Herders Konzept der Natursprache voraus. Herder unterscheidet mit diesem Satz ein noch tierförmiges Menschsein von einem solchen, das sich erst später die Menschenförmigkeit gibt. Die Sprache, die der Mensch als Tier hat, ist die Sprache der Natur. Um rekonstruieren zu können, inwiefern in der späteren menschlichen Wortsprache eine natursprachliche Vorgeschichte wirkt, versetzt Herder den Menschen in eine phylogenetische Vorvergangenheit, die die Anthropogenese aus dem tierischen Erbe herleitet.

Wir seien gleichsam „Thierartige Geister“ (SWS IV, 27), schreibt Herder im *Vierten Kritischen Wäldchen*. Die Formulierung ist präziser, als der flüchtige Blick vermuten lässt. Nachdem Hermann Samuel Reimarus mit seinem Buch über die *Trieb der Thiere* (1760) vorstellig geworden ist, hat der Begriff des *analogon rationis*, mit dem Baumgarten im ersten Paragraphen seiner *Aesthetica* das Programm seiner aesthesiologischen Ästhetik formulierte, eine aufschlussreiche Tiefenschärfung bekommen.<sup>12</sup> Bei Baumgarten bezeichnet der Terminus die unteren Vermögen (die fünf Sinne, Gedächtnis, reproduktive Einbildungskraft), denen eine Analogie zur Rationalität der oberen Seelenvermögen (Geist, Vernunft,

<sup>11</sup> Simon: Sprachphilosophie, S. 148.

<sup>12</sup> Vgl. zum Begriff des *analogon rationis* bei Reimarus, Baumgarten u. a. Jäger: Kommentierende Einführung in Baumgartens „Aesthetica“, S. 33–40.

Verstand, produktive Einbildungskraft) unterstellt wird. Mit Reimarus kommt der Gedanke hinzu, dass es eigentlich die Kunsttriebe der Tiere seien, die das ganze Gebiet des *analogon rationis* ausmessen.

Herder stellt in seinem genealogisch angelegten Denken das spekulative Theorem auf, dass der Mensch in seinem anthropologischen Substrat die Summe von Nachahmungen der Tiere sei. Genauer: Eigentlich handelt es sich um Mimikry, um eine phylogenetische Abfolge von Verwandlungsakten in Tiere, um ein Sich-identisch-Machen mit den Kunstfertigkeiten der Tiere. In der *Ältesten Urkunde* findet sich dazu eine zentrale Passage:

Ohne Zweifel lernte der Mensch nicht bloß Sprache von den Thieren, sondern *Natur, Art, Kunst*, was auch alles zur *Herrschaft, Sprache* und *Liebe* gehöret, dazu Gott sie zu ihm führte. Er konnte sie nicht nennen und in sein Reich ordnen, wenn er sich nicht in ihre Natur fühlte, diese auf sich wandte, ganz, lebhaft; und siehe, so ward er unvermerkt *Naturweiser* und *Künstler*, der lebendige Königliche Mittelpunkt Aller. Dem Menschen ist keine Kunst angeboren, außer der, sich alle eigen zu machen, die ganze Schöpfung sich einzuverleiben. (SWS VII, 41f.)

Die Formulierung „wenn er sich nicht in ihre Natur fühlte, diese auf sich wandte“ weist auf einen Akt der Nachahmung hin, stärker wohl noch auf eine Verwandlung, eine Mimikry (als der Vorform und Basis von Mimesis). Indem der selbst noch nicht zu seiner Menschenförmigkeit gekommene Mensch sich „ganz“ in die Tiernaturen hinein fühlt, nimmt er die Substanz tierischer Existenzweisen in sich auf, freilich ohne je Tier zu sein. Die Tierkünste eignet er sich an, darin besteht seine eigene und einzige Kunst. Der Mensch kommt zu seiner Menschenförmigkeit also durchaus als Künstler, nämlich in einem tieferen Sinne als Nachahmer; seine Sprache wird die Versammlung der in den Tieren sprechenden Natursprache sein. Diese Überlegung wird in Herders Fabeltheorie aufgenommen und weitergeführt: „Die menschliche Seele ist gleichsam unter alle Thiercharaktere vertheilt, und die Fabel sucht diese vertheilte Vernunft nur hie und da zu einem Ganzen zu bilden.“ (SWS XV, 543) Es ist deutlich, dass unter dieser Prämisse Fabelsammlungen die Versammlung des anthropologischen Erbes sind, das sich der Mensch in Gestalt von Tiereigenschaften zu eigen gemacht hat. Menschsein heißt mithin, dass der Mensch nicht selbst einen Trieb habe und damit in seine Verhaltenssphäre gebannt sei, sondern dass er sich zu allen diesen tierischen Verhaltensweisen zu verhalten fähig ist, sie in sich aufnimmt und durch seine Besonnenheit lernt, dieses natursprachliche Vokabular jeweils regionaler Rationalitäten (Instinkte der Tiere gemäß Reimarus) zum Konzept einer

logosförmigen Rationalität weiterzuentwickeln. Es handelt sich, wie unschwer zu sehen ist, um eine bedeutende Tieferlegung des Mimesisbegriffs. Als der „erste *Freigelassene* der Schöpfung“ (SWS 13, 146) versammelt der Mensch alle Tiere in sich: Er beobachtet, er anverwandelt sich, er inkorporiert die Tiereigenschaften in seine eigene Tiefe, sodass eben daraus das *analogon rationis* entsteht.<sup>13</sup> Es ist nur sekundär der Sammelname für das, was die Philosophie unwillig als untere Vermögen beiseitegeschoben hat, bevor Baumgarten es als philosophisches Thema entdeckte und zugleich wieder zudeckte, indem er aus einer Aisthetik eine Ästhetik machte. Für Herder, der Baumgartens aesthesiologische Intention aufnahm, wird die Analyse des *analogon rationis* zum entscheidenden Prüfstein seines genealogischen Denkens.

Der oft berätselte erste Satz der Sprachursprungsschrift wird nach diesen Bemerkungen nun genau lesbar (s. o.). Gemeint ist hier in genealogischer Perspektive der Mensch, der noch nicht zum Wort gefunden hat, sondern tierhaft zwischen Tieren lebt, sich jedoch zu ihnen im Modus der nachahmenden Anverwandlung (Mimikry) verhält. Das Tier folgt seinen Instinkten und Trieben, es bestellt die ihm gegebene Sphäre, aber der Mensch, als Tier, tut etwas ganz anderes, doppelsinnig kann man sagen: etwas ganz Unerhörtes. Er öffnet sich, er nimmt auf, er hört, er lernt.

Hören Tiere allen den Tönen, Lauten und Empfindungsschreien um sie herum zu? Sie hören es wohl, aber aus dem notwendigen Grund, ihre Gefahren und ihre Jagdchancen wahrzunehmen. Aber hören sie ins Offene hinein, um es fast mit Rilkes *Sonetten an Orpheus* zu fragen? Nach Herder – so auf den ersten Seiten der Sprachursprungsschrift – schwingt das feine, ausdifferenzierte und komplexe System der Nerven bei jedem Ton mit; der Mensch verhält sich zur Schallwelle, die seinen Körper trifft, respondierend, antwortend durch Mitschwingen, durch sympathisches Sich-hinein-Fühlen. Er tut dies nicht, weil er dies wählt und auch etwas anderes tun könnte, sondern weil er zur Gänze auf Responsivität angelegt ist.

Wenn uns ein fremder Mensch anspricht, dann neigen wir leicht den Kopf und drehen das Ohr in seine Richtung. Uns trifft nicht ein Wort, sondern ein Laut.

---

<sup>13</sup> Erneut *analogon rationis*: in Reimarus' Tierethologie benennt der Terminus die im Tier vorhandene, der menschlichen Rationalität analoge Anlage; als philosophischer Terminus sind die unteren Vermögen der menschlichen Vermögensausstattung gemeint. Herders Spekulation verbindet beide Bedeutungen, indem er den Grund der Rationalität im anthropologischen Erbe der Tiernachahmungen vermutet.

Das Wort bildet sich in einer späteren Deutung (vierter und fünfter Ursprung). Wir lassen uns auf den Ton ein. Verstehen können wir nur, wenn uns der Ton sprachförmig, als entgegenkommender Sinn,<sup>14</sup> trifft und in uns respondiert. Wir lernen, dass die vielen Töne und Laute Gattungen bilden (bei Menschen: Frauen, Männer, Kinder, tiefe, hohe, leise Stimmen, Dialekte, Fremdsprachen etc.). Diese Gliederung in Gattungen ist der zweite Ursprung (ab SWS V, 7): Der noch tierähnliche Mensch unterscheidet also Tiere und ihre Laute, sie vereinzeln sich zu Gattungen, das volle Getön der ganzen Schöpfung wird zu einem Lautgeben einzelner Arten von Tieren. Aber trotz dieser Binnendifferenzierung bleibt die Erkenntnis erhalten, dass es ein Prinzip des Tönens gibt, Herder nennt es Othem Gottes (dritter Ursprung, ab SWS V, 14). Vielleicht kann man den Gedanken so rekonstruieren, dass der tierähnliche Mensch nun nicht mehr nur totalisierende Maschine der Mitempfindung ist, sondern dieses *totum* der Töne, differenziert zu Stimmen, als Ansprache erfährt. Der Othem Gottes meint jeden Menschen gleichermaßen. Die Welt ist nicht nur tönendes Gesamt, sondern ist zu deutendes Buch der Natur,<sup>15</sup> ist sprachförmige Gerichtetheit, angelegt auf Auslegung. Genau so erfahren wir die Ansprache durch einen anderen: ein Ton, zweitens gedeutet in einem Schema von Tonlagen, drittens auf Sinn hin angelegt. Dies alles ist *phoné*, rein physiologisches Geschehen, die materiell-mediale Basis von sprachlichem Geist, der sich dann bildet, wenn wir tatsächlich ein gesprochenes Wort identifizieren und es als Merkmal unserem inneren Lexikon zutragen.

In der Sprachursprungsschrift wird zwischen der Disposition zur Sprache (Besonnenheit) und dem sprachgenerativen Akt (Besinnung) unterschieden.<sup>16</sup> Herder versucht zu argumentieren, dass die Besinnung notwendig aus der Besonnenheit entspringen müsse. Diese Gedankenfigur ist problematisch. Besonnenheit müsste mehr sein als nur eine Möglichkeit, sie müsste in sich quasi den Willen zur Verwirklichung besitzen, damit motiviert werden kann, dass die Sprachfähigkeit nicht in ihrem Möglichssein beharrt, sondern vielmehr aus sich heraustritt. Dies transzendiert die modaltheoretische Dimension des nur Möglichen. Wenn Herder den Übergang von der natursprachlichen Existenz des Menschen zum tatsächlichen Wort motivieren will, ohne einen Anstoß von

---

<sup>14</sup> Barthes: Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn.

<sup>15</sup> Blumenberg: Die Lesbarkeit der Welt.

<sup>16</sup> Besonnenheit: SWS V, 31–34; Besinnung: SWS V, 35. SWS V, 41 spricht Herder davon, dass der Mensch ‚Besinnung anwenden‘ musste, also die Besonnenheit zu einem Akt der Besinnung zu führen hatte.



außen (i. e.: göttlicher Sprachursprung) zu bemühen, dann braucht er mehr als eine nur modaltheoretische Deutung der Besonnenheit. Es muss also im inneren Gefüge der Natursprache eine Dynamik vorhanden sein, welche den Schritt zum menschlichen Wort unausweichlich macht. Es ist dieser Punkt, der in Herders Sprachursprungsdenken am rätselhaftesten ist und der die Oszillation zwischen den Optionen eines göttlichen und eines menschlichen Sprachursprungs in Gang hält.

Ist der Begriff der Stimmung hilfreich, um an dieser Stelle Klarheit zu gewinnen? Lässt sich Herders Gedankengang auch so schematisieren, dass der Mensch durch seine Tiervergangenheit Tierstimmen in sich trägt (Natursprache), diese Stimmen zu einer Gestimmtheit zu machen versteht (sie ginge mit der Besonnenheit parallel), um dann die Stimmung via Besinnung zur Wortsprache zu führen? Wäre dann ‚Stimmung‘ ein Scharnier zwischen Natur- und Wortsprache?

#### 4 Der Übergang von Natursprache zur Menschensprache

Der Grundgedanke, der im Folgenden plausibel zu machen ist, lautet: Stimmungen resultieren aus dem phylogenetischen Erbe der Tierstimmen, die im Menschen verankert sind. Das Spiel der Stimmen untereinander erzeugt eine lebendige Dynamik, die über die Stimmungen hinaus zur Sprache drängt, aber die Mittellage der Stimmungen zwischen Natursprache (Stimmen der Tiere) und Menschensprache (artikulierte Wort) notwendig braucht. Stimmungen bilden als innere Dialogizität der Vermögen die Vielheit der Stimmen ab, aus denen die Natursprache besteht. Deshalb bilden Stimmungen eine materiale Ermöglicherebene von Sprache und durchwirken diese vollständig. – Dieser Gedanke wird in zwei Schritten zu entwickeln sein: erstens kurz in Hinblick auf die ersten Seiten der Sprachursprungsschrift, die nun ein zweites Mal durchlaufen werden, zweitens ausführlicher durch eine Recherche des Stimmungsbegriffs in Herders Werk.

Schon der erste Sprachursprung (Naturschrei des tierischen Mechanismus) enthält eine aufschlussreiche Dynamik. Zunächst äußert sich die heftige Empfindung „unmittelbar in Geschrei“ (SWS V, 5), es liegt also ein rein mechanischer Vorgang vor. Aber diese Äußerung führt beim Geschöpf dazu, „als obs freier athmete“ (ebd.). Durch die Einrichtung der Natur sind die Geschöpfe sympathetisch verbunden, durch mitschwingende Saiten des Gehörs. So gewinnt die

im Schrei mitwirkende Befreiung eine Gerichtetheit, die Anmutung einer Intentionalität darauf, Empfindung mitzuteilen und respondierendes Mitleiden (Sympathie) zu erfahren: „*Diese Seufzer, diese Töne sind Sprache: es gibt also eine Sprache der Empfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist*“ (SWS V, 6f.).

Der zweite Sprachursprung (Völkersprache der Gattungen) spezifiziert diese Anmutung von Intentionalitäten dahin, dass es „Gattungen von Fühlbarkeit“ gebe, entsprechend auch: „Tonarten“ (SWS V, 7). Mit diesem Terminus ist schon der Zusammenhang von Stimme und Stimmung eingebracht. Die Tonarten sind nun die von Gattungen, also von Tierarten unter sich, die sich infolge ihrer Organisation besser untereinander verstehen als einander fremde Tiere. Man hat bislang nicht gesehen, dass Herder tatsächlich eine akroamatische Gliederung des Tierreiches vornimmt. Nicht der Gliederbau, nicht die morphologischen Eigenschaften der Tiere, sondern das Zusammenstimmen ihrer Tonarten bildet dasjenige, was er „Sprache der Natur“ (SWS V, 7) nennt. Die Tierstimmen werden selbstredend aufgrund der morphologischen Gegebenheiten einander ähnlich oder unähnlich sein, aber für den Sprachzusammenhang ist die Stimme, der Laut, die Tonart entscheidend.<sup>17</sup> Derjenige Zusammenhang, der die Natursprache bildet, folgt aus der allgemeinen und sodann spezifizierten Sympathetik. Der Sinn des zweiten Sprachursprungs besteht darin, eine weiterhin materialistische Erklärungsart für etwas zu gewinnen, das als zunehmende Intentionalität geistigen Gepräges ist. Dass das Pferd dem anderen Pferd spezifischer zuhört als einem Vogelgezwitzcher, ist ein rein materieller Vorgang, aber er etabliert natursprachliche Idiome und Gerichtetheiten, die später Intentionen sein werden.

Der dritte Sprachursprung (Othem Gottes in Ursprachen) erklärt diese jeweiligen und gleichsam lokalen Anmutungen von Intentionalität nun zum Hauptpunkt, indem die Natursprache zum „Othem Gottes“ (SWS V, 14) wird. Damit besteht eine Welt, in der alles Getön Sprachcharakter trägt und entgegenkommender Sinn ist. Erst mit dieser Ausweitung ist die Natursprache vorhanden, als Sprachförmigkeit der erscheinenden Welt, primär durch Töne, Laute, Stimme,

---

<sup>17</sup> Es hat Debatten gegeben, Schrei und Laut zu unterscheiden; vor allem Wolfgang Proß hat hier auf der Notwendigkeit der Differenzierung insistiert (s. Kommentar in HWP II 920–931, in kontroverser Auseinandersetzung mit Gaiers Kommentar in FHA I). Dass Herder aber eine Vielzahl weiterer Begriffe nennt (Tonarten, Sprache der Natur, Artikulieren, Ausdruck, Bejammern, Hauch, Seufzer, Luftstoß, Stimme etc.), weist eher darauf hin, dass er eine möglichst umfassende Beschreibung des akustischen Raums anstrebt, während die Unterscheidung von Schrei (crie: Rousseau, Condillac) und Laut (menschliche Tonbildung) für diesen Raum zu wenig Extension bereitstellt.

aber auch als lesbare Schrift. Herders am Paradigma des Akustischen (Akroamatik<sup>18</sup>) orientiertes Natursprachenkonzept schematisiert die Buchstabenform schon ganz zu Beginn: „Die Stimme der Natur ist gemahlter, verwillkürter Buchstabe“ (SWS V, 8f.). Diese durchaus dunkle Bemerkung wird nur durch den Rekurs auf die Schöpfungshieroglyphe verstehbar. Weil sich die verschiedenen Sprachursprünge in eine Struktur einschreiben, dort stabil bleiben und insgesamt eine Konstellation – besser: einen lebendigen Organismus von Sprachtätigkeiten – bilden, werden sie Schriftspur. Das Konzept erinnert an Derridas *archi-trace* oder *archi-écriture* als Schriftförmigkeit vor der Schrift.<sup>19</sup> Die entstehende Sprache ist nach Herder kein instabiler, verfliegender Hauch, sondern notwendig eine zusammenschießende Konstellation, die, einmal erreicht, stabil bleibt wie ein ins Gattungsgedächtnis eingetragener Schriftzug: Schöpfungshieroglyphe.

Für den Zusammenhang von Stimme und Stimmung im Zusammenhang des Übergangs von Natursprache zu Menschensprache zeichnet sich nun eine intensive Deutung ab. Die Natursprache ist in sich dynamisch. Sie ist keine ruhige, flächig gegebene Schrift als akkurat geordnetes Buch der Natur, sondern ein Zusammenhang von höchst energiegeladenen Empfindungsausdrücken, die gleichwohl auch zurückgebunden werden, zuerst in die Sprache der Gattungen, dann in den Othem Gottes. Aber es bleibt eine lebendige Konstellation von einzelnen Äußerungen und unterstellten Intentionalitäten, sowohl lokaler als auch globaler Extension. Wenn der Mensch nun zwei Eigenschaften hat, nämlich besonnen zu sein und die Stimmen der Tiere – nun als Kräfte – in sich zu tragen,<sup>20</sup> dann wird deutlich, dass nunmehr die Stimmen der Natursprache zum anthropologischen Erbe des Menschen geworden sind. Herder sagt es sehr deutlich: Die „ganze Disposition seiner Kräfte“, also die menschlichen Vermögen, sind deutbar als „bloße Stoffenerhöhungen der Thierkräfte“ (SWS V, 28). Der Mensch hat nun ein reflektierendes Verhältnis zu seinen Kräften (den ehemaligen Tierstimmen), sie befinden sich gegenüber dem Tier „in einer ganz verschiedenartigen Richtung und Auswicklung“ (SWS V, 29). Die Kräfte als in sich lebendiges und durchaus auch widersprüchliches, mitunter kämpfendes Kollektiv von ehemaligen Tierschreien der Empfindung sind nun das Material, mit dem der Mensch

<sup>18</sup> Trabant: Artikulationen (bes. Kap. „Hören“, S. 88–114); ders.: Europäisches Sprachdenken (bes. Kap. 6. 2 „Herder“).

<sup>19</sup> Derrida: Grammatologie, S. 98f.

<sup>20</sup> Vgl. zu diesem argumentativen Zug die mit „Zweiter Abschnitt“ (SXS V, 26ff.) überschriebene Passage der Sprachursprungsschrift.

als besonnenes Wesen so zu arbeiten hat, dass er diese innere Dynamik „als Mäßigung aller seiner Kräfte“ auf eine „Haupttrichtung“ (SWS V, 32) hin zu steuern hat. Besonnenheit ist also gar nicht als bloße Möglichkeit zu denken, sondern immer schon Besinnung, als Arbeit des Menschen an seinem Tiererbe, das in Form von Kräften eine innere Bühne der lebendigen Dynamik bildet. Der Mensch muss diese inneren Kräfte bändigen, und er tut dies, indem er für sie Merkworte findet (SWS V, 35ff.). Charakteristischerweise tut er dies wiederum anhand eines Tiers, nämlich anlässlich des Blökens eines Schafs.

Damit wird klar, dass die Krux des Übergangs von Natur- zu Menschen- sprache für Herder erstaunlicherweise nicht das geringste Problem darstellt – im Gegensatz zur gesamten abendländischen Sprachurspungsdebatte.<sup>21</sup> Herder denkt nämlich nicht einen monologischen menschlichen Sprachursprung, sondern einen dialogischen „Thierischen Ursprung“ (SWS V, 13) und nimmt diesen in die Anthropogenese hinüber – durch die genealogische Denkfigur eines phylogenetischen Erbes, das bis in die Tiervergangenheit des Menschen hinabreicht. Der vierte Sprachursprung ist insofern nichts anderes als die Notwendigkeit eines besonnenen Wesens, sich dieses hochkomplexe, materialreiche und in sich dynamische Erbe symbolisch anzueignen: zuerst durch einen Akt der Aufmerksamkeit (Merkwort: vierter Sprachursprung), dann durch die Verbindung des inneren Merkwortes mit einem Laut (fünfter Sprachursprung) und schließlich durch die Artikulation dieses Wortes (sechster Sprachursprung).

Die Sprache ist also ‚nur‘ die Verdopplung der Natursprache aus reflexiver Distanz heraus, also durch Richtungsumkehr (re-flexio). In der Natursprache strömt alles als Ausdruck nach außen, in der Menschensprache wird alles nach innen hereingenommen und dort noch einmal wiederholt: Dies führt zur Sprache, indem ein inneres Merkwort (Signifikat) einen Laut zugeordnet bekommt (Signifikant). Sprache also entsteht nach Herder notwendig dann, wenn ein Wesen auftritt, das nicht selbst eine einer tierischen Sphäre zugeordnete Stimme hat, sondern sich in Ermangelung einer solchen vor allem aus Rezeptivität, vom Hören her, definiert und aus dieser Distanz heraus reflexionsfähig wird (Besonnenheit als Besinnung).

Die zentrale Vermittlungsstelle für dieses Kontinuum (Kontinuum statt Problem des Übergangs) ist nun tatsächlich Herders Akroamatik. In der Natursprache ertönen Laute, Schreie, Stimmen, Tonarten in allen Modulationen, etwa als

---

<sup>21</sup> Vgl. dazu das nützliche Kompendium zum Sprachurspungsdenken: Gessinger/von Rahden: Theorien vom Ursprung der Sprache.

Bejammern, Seufzen, Hauchen, Artikulieren – um nur ein paar Worte von Herders reichem Vokabular auf diesen ersten Seiten seiner Sprachursprungsschrift zu nennen. Diese Töne und Stimmen werden in der Menschengesprache zu inneren Kräften, deren Mäßigung (s. o.) und Bändigung die Sprache zu leisten hat. Somit ist der gesamte Vermögensapparat vom Begriff der Stimmung her denkbar. – Es sei hier vorsichtig formuliert. Die Behauptung ist nicht, dass die Vermögen (Vernunft, Verstand, untere Vermögen, Sinnlichkeit) nur Stimmungen wären; dies wäre eine unzulässige Reduktion. Aber offenkundig sind die Vermögen immer auch wesentlich gestimmt. Sie sind die inneren Stimmen des Menschen und bedürfen deshalb der Menschengesprache, um artikuliert zu werden.

Herders Transposition der Tierstimmen zu menschlichen Kräften und dieser Kräfte zu gestimmten Einheiten platziert den Begriff der Stimmung an einer sehr entscheidenden Schaltstelle im Sprachprozess. Stimmung ist durchaus vor- oder besser natursprachlich, zugleich aber in der Sprache spracherzeugend. Stimmung ist durchaus materiell, zugleich aber geistig. Sie ist durchaus objektiv vorhanden, muss aber immer auch im Subjekt mitproduziert werden. Wie man sieht, ist dies genau die Charakteristik, die anfangs in diesem Aufsatz als Begriffssemantik von Stimmung referiert wurde. Sie entdeckt sich nun als zentrale materialitätsbezogene Vermittlungsstelle im von Herder gedachten Sprachprozess.

## 5 Stimmen, Stimmungen: Das Begriffsfeld

In der Sprachursprungsschrift taucht das Wort ‚Stimme‘ zehnmal auf, ‚Stimmung‘ überhaupt nicht, aber ‚Einstimmung‘ immerhin zweimal. Herder hat es vorgezogen, in seiner zentralen sprachphilosophischen Schrift den semantischen Pfad, den das Wort ‚Stimmung‘ eröffnet hätte, nicht zu gehen. Stimmung ist kein etablierter philosophischer Begriff. Wellbery, der, wie üblich, Herder übersieht, lässt den Übertritt von einer vorhandenen Wortsemantik zur philosophischen Begriffsgeschichte erst mit Kants *Kritik der Urteilskraft* (1790) beginnen.<sup>22</sup> Ein kursorischer Blick in Herders Gesamtwerk zeigt allerdings, dass die Begriffspotentiale des Stimmungsbegriffs durchaus schon früher vorhanden sind.

Die begriffliche Grundbedeutung liegt bei Herder klar auf dem subjektinternen Aspekt von Stimmung. Anlässlich einer Debatte über Ekel wird im *Ersten Kritischen Wäldchen* (1769) der Zustand, dessen Verletzung Ekel hervorruft, als

---

<sup>22</sup> Wellbery: Stimmung, S. 707ff.

organisiertes Gestimmtsein des Nervengebäudes beschrieben.<sup>23</sup> Stimmung ist also der Terminus, der ein harmonisches Kräfteverhältnis, sowohl materiell (hier: Nerven) als auch geistig, benennt. Im Hintergrund dieser Vorstellung steht die Idee vom Stimmen eines Musikinstruments, bei dem es um die Harmonisierung des materiellen Verhältnisses der tönenden Saiten zueinander geht. Der Vergleich des Körpers mit einem Saiteninstrument, in dem die Nerven als schwingende Saiten gedacht werden, war in der Medizin seit Hippokrates etabliert. Stimmung ist hier also zunächst subjektintern gedacht, jedoch vor dem Hintergrund der Sprachphilosophie durchaus als Hereinnahme der Stimmen der Welt in die Vermögenstruktur des Subjekts zu verstehen. Herder wiederholt den subjektinternen Stimmungsbegriff mehrfach, so spricht er etwa von den „Organen, und ihrer Stimmung unter sich“<sup>24</sup> oder von der „harmonischen Stimmung unserer Seelenkräfte“<sup>25</sup>.

In seinem Spätwerk *Adrastea* (ab 1801) findet sich eine aufschlussreiche Stelle, an der Herder den Stimmungsbegriff mit der einenden Tätigkeit der produktiven Phantasie verbindet und ihm somit eine geradezu transzendente Funktion zuschreibt:

Da unser *Verstand* der göttliche Lichtpunkt ist, der allenthalben aus dem Mannichfaltigen sich Einheiten schafft, sie beglänzt und umschließt und bildet: so schlummern in Jedem unsrer Sinne *gewohnte Fertigkeiten*, dies Schöpfungswerk dem Verstande nachzutun, allenthalben ein Eins zu finden und sich *anzubilden aus Vielem*. Kaum schließt sich unser Auge: so schweben ihm Bilder vor, heller, dunkler, trauriger,

---

<sup>23</sup> „Es giebt nämlich Menschen, bei denen der Geschmack, mithin auch der Geruch, unter den groben Sinnen gleichsam die herrschendsten sind, und den sinnlichen Empfindungen insgesamt also Ton zu geben vermögen: bei solchen kann sich ein widerlicher Anblick, ein widriger Schall, ein widriges Gefühl mehr dem Ekel nähern: d. i. Bewegungen erregen, die vor dem Erbrechen voraus zu gehen pflegen. Allein, diese Besonderheit in der Stimmung des Nervengebäudes hindert nicht, daß auch in ihnen unmittelbare Widrigkeit des Gefühls, Gesichts, Gehörs, von der mittelbaren Widrigkeit in diesen Sinnen durch Hülfe eines fremden Sinnes, des Geschmacks, unterschieden sein sollte. Das Ekelhafte kann sich mehr oder weniger, nach dem die Organisation gestimmt ist, in jede unangenehme sinnliche Empfindung einmischen; nicht aber jede unangenehme sinnliche Empfindung, jede Widrigkeit in einem Sinne ist deshalb Ekel.“ (SWS III, 183)

<sup>24</sup> Viertes Kritisches Wäldchen [1769], SWS IV, 7f.

<sup>25</sup> Über Bild, Dichtung und Fabel [1787], SWS XV, 527

muntrere, ungestalt, schön, entzückend, nach der Beschaffenheit und Stimmung des Organs, das Seele und Körper vereinet. (SWS XXIII, 312)

Im nachfolgenden Text wird diese zentrale Kraft als bilderschaufendes Vermögen, als Phantasie und als „dunkles Abbild jener unendlichen Schöpferskraft, die indem sie denkt, auch schafft“ (SWS XXIII, 313), charakterisiert. Diese Einigungskraft als göttlicher Lichtpunkt des Gemüts entsteht aus der „Stimmung des Organs, das Seele und Körper vereinet“. Stimmung wird hier als Relationsbegriff zum archimedischen Punkt der Poiesis. Sofern Seele und Körper durch Stimmung vereint sind, entsteht ein Organ, welches schaffend ist. Damit wird letztlich die – mit Kant zu reden – produktive Einbildungskraft, die nach Heideggers Kantexegese den Grund für die beiden Auslegungsarten Logik und Ästhetik bildet, bei Herder nicht als eigenes Vermögen gedeutet, sondern als Relationsgefüge der inneren Kräfte. Der göttliche Lichtpunkt ist eine Disposition, eine Stimmung, in die der Mensch sich durch seine Besonnenheit bringen kann, sofern er seine inneren Dynamiken, die genealogisch aus dem Tiererbe entsprungen sind, durch Besinnung so mäßig und ausrichtet, dass er als Dichter dem „göttlichen Bildungstrieb“ (SWS XXIII, 313) nachahmen kann. In der Sprachursprungsschrift wird man die schon zitierte Passage als Grundlegung dieses Gedankens lesen können, in der Herder die einende Kraft benennt, mit der der Mensch im Gegensatz zum Tier in der Lage ist, seine Tierkräfte zu steuern und auszurichten<sup>26</sup> – jetzt, in der *Adrastea*, fällt dafür der Begriff der Stimmung, der in der Sprachursprungsschrift noch ausgespart blieb.

Diese Passage in Herders Spätwerk ist wohl die einzige, in der der Stimmungsbegriff diese prominente Position einnimmt; man soll sie nicht überbewerten. Immerhin lässt sich daraus schlussfolgern, dass Besonnenheit und Besinnung nicht nur mit Stimmung kompatibel sind, sondern wohl jeweils auch gestimmt

---

<sup>26</sup> Hier die ganze Passage: „Man nenne diese ganze Disposition seiner Kräfte, wie man wolle, *Verstand, Vernunft, Besinnung* usw. Wenn man diese Namen nicht für abgesonderte Kräfte, oder für bloße Stoffenerhöhungen der Thierkräfte annimmt: so gilt mir gleich. Es ist die *ganze Einrichtung aller Menschlichen Kräfte; die ganze Haushaltung seiner sinnlichen und erkennenden, seiner erkennenden und wollenden Natur*; oder vielmehr – Es ist die *Einzigste positive Kraft des Denkens, die mit einer gewissen Organisation des Körpers verbunden bei den Menschen so Vernunft heißt, wie sie bei den Thieren Kunstfähigkeit wird: die bei ihm Freiheit heißt, und bei den Thieren Instinkt wird. Der Unterschied ist nicht in Stufen, oder Zugabe von Kräften, sondern in einer ganz verschiedenartigen Achtung und Auswickelung aller Kräfte.*“ (SWS V, 28f.)

sein müssen. Die Besinnung erfolgt aus einer Situation der Gestimmtheit, und diese wird so zu denken sein, dass der sich besinnende Mensch deshalb zu reflektieren beginnt, wie sich in ihm das Kräftespiel – die transformierten Tierstimmen – als lebendige Dynamik geltend macht und Aufmerksamkeit erfordert. Mit diesem Gedanken ist nun der Stimmungsbegriff in der Tat definitorisch platziert: als Ausdruck einer Materialität im vorsemiotischen Bereich, jedoch gleichwohl sprachförmig im Sinne der Natursprache und in der Funktion, den zur Menschensprache führenden Besinnungsakt zu initiieren. Obwohl der Stimmungsbegriff bei Herder nicht zu den auffälligsten begrifflichen Initiativen gehört, erstaunt doch die Präzision und der Reichtum der Begriffsimplicationen.

Zu diesem Reichtum gehören nachfolgende Bestimmungen. So kennt Herder den Umstand, „in der Stimmung mit meinen Nebengeschöpfen“ (SWS IV, 14) sein zu können. Die Formulierung ist intrikat: Vordergründig spricht sie Stimmung als intersubjektive Gegebenheit aus, also als Erfahrung mehrerer Menschen, gleicher Stimmung zu sein. Möglich ist aber auch die Lesart, dass das Nebengeschöpf ein Tier sein könnte. Der Mensch oder mehrere Menschen könnten dann Stimmungskollektive mit nahebei lebenden Tieren (Haustieren) bilden. An anderer Stelle (*Ideen*, Achstes Buch) wird der Gedanke von Stimmungskollektiven auf „die Musik einer Nation“ übertragen, die eine „eigentliche Stimmung ihres [der Nation, R. S.] empfindenden Organs“ (SWS XIII, 298) zum Ausdruck bringt. Offenkundig ist Stimmung auch eine Art von Medium, welches wiederum vorsemiotisch eine Vereinigungsfunktion innehat, in genau dem Sinne, der zu Beginn dieses Aufsatzes in der Deutung der Schöpfungshieroglyphe als Beschreibung des Sprechens gegeben wurde: Wir hören zuerst einen Laut, als Ansprache einen gerichteten Ton, später erst das Wort, und indem dies in Wechselseitigkeit passiert, ist Gestimmtheit eine intersubjektiv wirksame Gesamtlage.

Auch für diesen Gedanken der Intersubjektivität liefert die Sprachursprungsschrift eine Grundlegung: „Ich kann nicht den ersten Menschlichen Gedanken denken, nicht das erste besonnene Urtheil reihen, ohne daß ich in meiner Seele dialogire oder zu dialogiren strebe; der erste Menschliche Gedanke bereitet also seinem Wesen nach, mit Andern dialogiren zu können!“ (SWS V, 47). Weil das innere Kräftespiel im Menschen immer schon ein Dialog ist – erneut: die Vielheit der vormaligen Tierstimmen –, ist der Mensch auf Dialogizität angelegt. Indem eine Stimmung diese in jedem Menschen vorhandene innere Vielheit ausrichtet, entsteht eine intersubjektive Sphäre.



Am sinnfälligsten wird diese in der Kunstrezeption. „Zum Empfange der Dichtkunst“ tut die „*Stimmung* der Seele“ das Meiste (SWS VIII, 412), die „musikalische[...] Zustimmung der Worte zum Sylbenmaasse“ (SWS V, 358) sichert der Lyrik ihre Wirkung vor allem semantischen Verstehen. Es ist dieser Gedanke, der Herder zu seinem Volksliederprojekt führt. Denn die Töne der Völker sind die Stimmungen der anthropologischen Kollektive, der Nationen. Die Sammlung der Volkslieder der Nation ist das Archiv derjenigen Gestimmtheiten, die intersubjektive Gesamtlagen zum Ausdruck bringen. Wo Herder sammelt, steht eigentlich fast immer die Idee einer anthropologischen Tiefenarchäologie im Hintergrund. Seine Fabelsammlung ist die Gestaltenlehre der Tiermimikry, seine Volksliedersammlung die Konstellation derjenigen Gestimmtheiten, die intersubjektive Bindungskraft entwickelt haben. Herders Entwurf einer Kulturwissenschaft resultiert aus der genealogischen Rekonstruktion der anthropologischen Vorvergangeheiten am Leitfaden der Sprachphilosophie.

## 6 Arbitrarität der Stimmungen

Mit dem Begriff der Stimmung verbinden wir zunächst keine Arbitrarität. Stimmungen oder Atmosphären sind Gesamtlagen, in denen wir uns befinden, die wir oft mit anderen teilen und die insofern etwas Objektives besitzen, obwohl sie ohne subjektive Responsivität nicht existieren können. Diese kurze Beschreibung führt eher auf eine Motiviertheit einer Gesamtstimmung, die gerade nicht durch eine bloß konventionelle und jederzeit revidierbare Willkürlichkeit von Zeichensetzung ausgezeichnet ist. Aber Herder sagt es deutlich: Die Naturtöne sind nicht die eigentlichen Wurzeln der Sprache (SWS V, 9). Die Wurzel der Wortsprache kann tatsächlich nur dort gesehen werden, wo aus der anthropologischen Gesamtanlage einer Besonnenheit, mit der der Mensch seine verschiedenen tierischen Mimikryerfahrungen gegeneinander austariert, tatsächlich der Aktus der Besinnung zur Logosgeburt des inneren Wortes führt (vierter Teilursprung der Sprache) und damit die zweite Sprachtriade der Schöpfungshieroglyphe in Gang setzt.

Schon diese Geburt eines Merkwortes ist arbiträr. Der eine Mensch mag angesichts eines Lammes das Merkwort des Blökenden generieren, ein anderer Mensch aber wird durchaus ein anderes Merkwort wählen. Beide instrumentieren ihr jeweiliges Merkwort, das sie noch für das einzige halten müssen, durch anverwandelte Naturlaute (fünfter Teilursprung der Sprache) und sprechen es aus

(sechster Teilursprung der Sprache). Erst in diesem Moment erfahren sie, dass sie faktisch zwei verschiedene Worte sprechen und wohl auch dasselbe Ding (das Lamm) unterschiedlich konzeptualisiert haben. Da nun aber dieser ursprünglich poetische Benennungsakt das Siegel des Eigentums auf die Sache drückt (SWS V, 119), ist jeder dieser beiden Sprecher der Meinung, ihm gehöre mit seiner Benennung eben auch die Sache selbst. Herder erklärt aus dieser Unterschiedlichkeit der Benennung, also aus der Arbitrarität, den Krieg (SWS V, 129f.). Krieg ist ihm also nicht primär ein Kampf um Gegenstände, sondern ein Kampf um die Definitionshoheit, um den durch die Benennung erworbenen geistigen Eigentumsanspruch. Die adamitische Benennung ist zu einer in die jeweilige Monade eingeschlossenen Evidenz zusammengeschrumpft; sie muss die Erfahrung machen, in einem unendlichen Feld der Differenzen zu anderen ebenso arbiträren Benennungsakten zu stehen.

Diese Arbitrarität wird von Herder durch eine weitere wahrnehmungstheoretische Dimension vertieft. Er stellt sich die Frage, wie Dinge, die nicht tönen, benannt werden können, wenn zunächst gilt, dass alles Benennen primär aus der tönenden Korrespondenz zu einer durch Laut und Schall ergehenden Ansprache entspringt (SWS V, 60ff.). Seine Antwort besteht in der Theorie einer grundlegenden synästhetischen Sinnlichkeit.<sup>27</sup> Die fünf Sinne liegen so eng beieinander, dass sie, ursprünglich hervorgegangen aus einem einzigen Knäuel (*sensorium commune*), permanent wechselseitige Übertragungen vollziehen. Und diese Übertragungen sind durchaus nicht geregelt, sondern individuell. Herder kennt hier zwei Stufen dieser synästhetischen Übertragungstätigkeit.

Auf der ersten Stufe gibt es die Notwendigkeit, dass ein Sinn den anderen zu ergänzen habe. So wissen wir durch das Tasten, dass wir in einer Welt dreidimensionaler und massiver Gegenstände leben, während uns der Gesichtssinn zunächst nur eine Fläche vorstellt. Unsere dreidimensional gesehene Welt resultiert daraus, dass das Urteil eines Sinns (Tastsinn) auf das Urteil des anderen Sinns (Sehsinn) übertragen wird. Herder benutzt bewusst die Terminologie des Übertragens, Borgens, Durchkreuzens, Durchwebens.<sup>28</sup> Tatsächlich geht es hier um

---

<sup>27</sup> Zur Synästhesie bei Herder siehe Adler und Zeuch: Synästhesie. In der Sprachursprungsschrift findet sich Herders synästhetische Theoriebildung in der Passage SWS V, 60–69. Zentraler sind in dieser Hinsicht die Überlegungen im *Vierten Kritischen Wäldchen*.

<sup>28</sup> So in der Sprachursprungsschrift: SWS V, 71–74.

einen gleichsam ontogenetischen Metaphorisierungsprozess, der aus dem Ineinander und Miteinander der fünf Sinne besteht und eine permanente sensuelle Metaphorizität erzeugt.

Eine solche Übertragungstätigkeit ist also für die menschliche Wahrnehmung konstitutiv. Auf einer zweiten Ebene aber arbeiten die fünf Sinne metaphorisierend auch dort, wo es nicht um die Konstitution der Wahrnehmung, sondern um ihre individuelle Formierung und Modellierung geht. Herder spricht davon, dass es durchaus vorkommen kann, im eigentlichen Sinne sogar vorkommen muss, dass im Gedränge der Sensationen und Empfindungen ein Sinn gleichsam daneben greift und einen nachbarlichen adressiert, der vielleicht gar nicht zuständig wäre.<sup>29</sup> So entsteht also auf der Ebene der Sinnlichkeit eine irreversible Individualität. Indem Herder die fünf Sinne selbst schon als Sprache bezeichnet – sie haben Urteile, die sie einander borgen, sie werden schlicht ‚Wort‘ genannt –, ist die Sprache von Beginn an metaphorisch. Es gibt bei Herder keine adamitische Ursprungssprache, vielmehr ist sprachlich gesehen jeder Mensch für sich sein eigener Adam. Wenn also ein nicht tönendes Ding benannt wird, passiert dies dadurch, dass eine tönende Charakteristik auf dieses Ding übertragen wird, aber so, dass es dafür nur individuelle, will heißen: arbiträre Gründe gibt.<sup>30</sup>

Mit diesem Gedanken verändert sich die Theorie der Stimmungen und der Stimme durchaus radikal. Man kann es so formulieren: Nach Herder ist jeder Sprachgebrauch immer tierhaft kodiert, jede in der Stimme sich ausdrückende Materialität hängt mit tierbezogenen Mimikryerfahrungen zusammen. Es spricht immer auch das phylogenetische Erbe der Tierverwandlungen mit. Insofern ist mit der Stimme menschliches Sprechen auch immer in dieser Hinsicht gestimmt. Wegen dieser Materialität lässt sich der Sachverhalt auch über die Begriffe der

---

<sup>29</sup> „Das Gefühl liegt dem Gehör so nahe: seine Bezeichnungen z. E. *hart, raub, weich, wolligt, sammel, haarigt, starr, glatt, schlicht, borstig* u. s. w. die doch alle nur Oberflächen betreffen, und nicht einmal tief einwirken, *tönen alle, als ob mans fühlte*: die Seele, die im Gedränge solcher zusammenströmenden Empfindungen und in der Bedürfnis war, ein Wort zu schaffen, grif und bekam vielleicht das Wort eines nachbarlichen Sinnes, deßen Gefühl mit diesem zusammenfloß, – so wurden für alle und selbst für den kältesten Sinn Worte.“ (SWS V, 63)

<sup>30</sup> Entsprechend lautet die Schlussfolgerung, die sich gegen die alte spekulative Etymologie absetzt: „[...] ich glaube aber, vieler Ursachen wegen, nicht, daß die Originen der ersten Menschlichen Sprache, wenn es auch die Hebräische wäre, je vollständig entwickelt werden können.“ (SWS V, 73)

Medialität und der Materialität formulieren: Jedes Sprechen findet statt im Medium tierhafter Erfahrungssubstanz und auf der Basis einer durch und durch materiellen Fundierung des Sprachprozesses in den Ausdruckskausalitäten der empfindenden Maschine. Aber Herder baut eine entscheidende Stopregel ein. Der Schluss von einer bestimmten Stimmlage oder von einer vorhandenen Stimmung auf ein konkretes Tier oder eine Gattung von Tieren ist deshalb nicht statthaft, weil die gesamte Sprache von Grund auf immer nur aus Akten der Übertragung besteht. Von Grund auf heißt hier: Der Grund ist in den fünf Sinnen zu suchen, die Herder selbst schon als Sprache versteht und die sich ihrerseits aus Übertragungsakten überhaupt erst ergeben.

So findet sich in Herders Sprachphilosophie eine Theorie, die die Sprache in dem Akt einer zum Wort findenden Selbstbefreiung des Menschen aus seiner tierischen Existenz fundiert, während gleichzeitig genau mit diesem Akt der Bezug zur naturhaften Basis rückhaltlos in Arbitrarität überführt wird. Die Sprache ist in jedem einzelnen Moment gleichsam tierhaft imprägniert, ohne dass es jemals möglich sein wird, dafür einen quasi deiktischen Realienbeweis namhaft zu machen.

Das erstaunliche Ergebnis dieser Rekonstruktion der herderschen Sprachphilosophie besteht in der Aussage, dass Stimmungen in der Sprache eine konstitutive Ebene der Sprachmaterialität bilden, obwohl sie von Grund auf genauso arbiträr sind wie die sprachlichen Zeichen. Sie werden gleichwohl von den Sprachakteuren nicht in dieser Arbitrarität wahrgenommen, weil eben jeder Mensch für sich gerade hinsichtlich dieser Materialitäten sein eigener Adam ist und sein muss. Dieses in sich paradoxe Ergebnis ist durch die komplexe Grundanlage der Sprachphilosophie Herders erklärungs mächtig: Es erklärt die Unhintergebarkeit von Stimmungs-Materialitäten in derjenigen Sprachlichkeit, die vor der Wortsprache liegt, und es erklärt die Untauglichkeit aller Versuche, mit dem Stimmungsbegriff in irgendeiner Weise die Sphäre der semiotischen Arbitrarität verlassen zu wollen. Von Herder her ließe sich also eine Kritik verschiedener, vor allem phänomenologischer Theorien zur Stimmungsbegrifflichkeit angehen.

Aus Herders Blickpunkt wird Stimmung sichtbar als die Einigungsfunktion ehemaliger „Thierkräfte“ (SWS V, 28), als materielles Analogon zur sich besinnenden Besonnenheit, als Statthalter der Natursprache inmitten der menschlichen Sprache, als intersubjektive Gesamtlage infolge der wirkmächtigen Austarierung innerer Stimmenpluralität, als das Medium der Poesie – und als dennoch arbiträr bleibende Gegebenheit.

## Literatur

- Adler, Hans/Zeuch, Ulrike (Hg.): Synästhesie. Interferenz – Transfer – Synthese der Sinne, Würzburg 2002.
- Adorno, Theodor W.: Ästhetische Theorie, Frankfurt a. M. 1972.
- Barthes, Roland: Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn, Frankfurt a. M. 1990.
- Baumgarten, Alexander G.: Ästhetik/Aesthetica. Lateinisch-deutsch, übersetzt, mit einer Einführung, Anmerkungen und Registern hg. von Dagmar Mirbach, 2 Bände, Hamburg 2007.
- Blumenberg, Hans: Die Lesbarkeit der Welt, Frankfurt a. M. 1979.
- Böhme, Gernot: Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, Berlin 2013.
- Derrida, Jacques: Grammatologie, Frankfurt a. M. 1992.
- Gaier, Ulrich: Herders Sprachphilosophie und Erkenntniskritik, Stuttgart/Bad Cannstatt 1988.
- Gessinger, Joachim/von Rahden, Wolfert (Hg.): Theorien vom Ursprung der Sprache. Zwei Bände, Berlin/New York 1989.
- Heinrichs, Johannes: Die Logik der „Phänomenologie des Geistes“, Bonn 1983.
- Herder, Johann Gottfried: Briefe. Gesamtausgabe 1763–1803 (hg. Klassik Stiftung Weimar), bearb. von Wilhelm Dobbek und Günter Arnold, Band 1, Weimar 1977.
- Herder, Johann Gottfried: Sämtliche Werke, 33 Bände, hg. von B. Suphan/C. Redlich/R. Steig, Berlin 1877–1913 [Sigle: SWS].
- Werke. 3 Bände (in 4), hg. von Wolfgang Proß, München 1984–2002 [Sigle: HWP].
- Werke in zehn Bänden, hg. von G. Arnold u. a., Frankfurt a. M. 1985–2000 [Sigle: FHA].
- Jäger, Michael: Kommentierende Einführung in Baumgartens „Aesthetica“. Zur entstehenden wissenschaftlichen Ästhetik des 18. Jahrhunderts in Deutschland, Hildesheim 1980.
- Merleau-Ponty, Maurice: Das Sichtbare und das Unsichtbare, München 1994.

- Reimarus, Hermann Samuel: Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe. Zum Erkenntniss des Zusammenhanges der Welt, des Schöpfers und unser selbst, Hamburg 1760.
- Simon, Ralf: Das Gedächtnis der Interpretation. Gedächtnistheorie als Fundament für Hermeneutik, Ästhetik und Interpretation bei Johann Gottfried Herder, Hamburg 1998.
- Sprachphilosophie, in: S. Greif/M. Heinz/H. Clairmont (Hg.): Herder Handbuch, München 2016, S. 140–160.
- Spitzer, Leo: Classical and Christian Ideas of World Harmony. Prolegomena to an Interpretation of the Word „Stimmung“, hg. von A. Granville Hatcher, mit einem Vorwort von René Wellek, Baltimore 1963.
- Trabant, Jürgen: Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache, Frankfurt a. M. 1998.
- Europäisches Sprachdenken. Von Platon bis Wittgenstein, München 2006.
- Waldenfels, Bernhard: Antwortregister, Frankfurt a. M. 2007.
- Wellbery, David: „Stimmung“, in: K. Barck u. a. (Hg.): Ästhetische Grundbegriffe, Band 5, Stuttgart/Weimar 2003, S. 703–733.